Nr. 631. 37. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Freitag, 11. Dezember 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Das geminderte Vertrauen.

Eine der bedenklichsten Folgeerscheinungen der Blockpolitik, deren allgemeine Bedeutung und Notwendigkeit an dieser Stelle nicht näher untersucht werden soll, liegt in der zarten Rücksichtnahme des linken auf den rechten Blockflügel. Der Liberalismus sieht sich gezwungen, von vornherein auf die Vertretung seiner Grundsätze in einer Reihe sehr wichtiger Fragen zu verzichten oder sie doch nur rein platonisch zu verfechten, um den Konservativen kein Aergernis zu bereiten.

Bei der heute zu Ende gehenden Etatsdebatte im Reichstage ist ja auf die falsche Wirtschaftspolitik des Reiches als die Wurzel alles finanziellen Elends und auch der Beamtennot hingewiesen worden. Es hat auch nicht an den frommen Wünschen der liberalen Redner auf einen Umschwung in der Zollpolitik des Reiches gefehlt; aber alle Welt wußte, daß zwischen dem Grafen Kanitz und Herrn Wiemer nur mit stumpfen Holzschwertern ein unblutiger Theaterkampf aufgeführt wurde; denn wenn die freisinnigen Parteien ernstlich auf die Verwirklichung des Freihandels hindrängen würden, dann ginge eben der Block in Stücke.

Im Reich mag man sich bei dem schalen Trost beruhigen, daß doch vor dem Jahre 1915 an eine grundsätzliche Umgestaltung unserer Handelsbeziehungen zum Auslande nicht zu denken sei. In Preußen brennt die Not dem Liberalismus auf den Nägeln. Die preußische Wahlreform schreit geradezu nach ihrer Durchführung. Aber bisher ist nichts anderes zu verzeichnen als das etwas unbestimmte Versprechen der preußischen Thronrede, das Dreiklassenwahlrecht umzugestalten. Wann das geschehen soll, darüber hat man bisher nichts gehört; man hat auch vergebens darauf gewartet, daß die freisinnigen Parteien mit Nachdruck darauf hindrängten, eine Klärung in der Wahlrechtsfrage herbeizuführen.

Die gleiche zu weit getriebene liberale Rücksicht auf die Vorurteile und Ansprüche der preußischen Reaktion tritt auch bei dem Verfahren gegen den Husumer Bürgermeister Dr. Schücking zutage. Man darf es wohl ruhig aussprechen, daß kaum ein anderer Fall die Empfindungen des preußischen Volkes so tief verletzt, die ganze öffentliche Meinung so stark bewegt hat, wie das Verfahren gegen Herrn Schücking, der nichts anderes verbrochen hatte, als die preußische Verwaltung zu zeigen, wie sie ist. Die Presse, die ja längst schon ein weit feinfühligeres Instrument zur Registrierung der Volksstimmung geworden ist, als das Parlament, hat dieser Angelegenheit die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt; in zahllosen Versammlungen ist sie erörtert worden. Aber das preußische Abgeordnetenhaus hat sie nur ganz beiläufig gestreift; ja die freisinnigen Parteien haben auf eine Interpellation über den Fall Schücking verzichtet, weil zwar Schücking verurteilt worden ist, aber gegen das Urteil des Bezirksausschusses Berufung eingelegt wurde. Man wartet, bis auch die letzte Instanz gesprochen hat. Sagen wir es offen: man möchte den ganzen Fall totschweigen, um einen prinzipiellen Konflikt mit dem Blockbruder von der Rechten zu vermeiden.

Das Urteil des Bezirksausschusses gegen Schücking ist in diesen Tagen in seinem Wortlaut bekannt geworden. Es bringt nichts, was man nicht schon wüßte. Nur insofern ist es wertvoll, als es eine authentische Bestätigung der früheren Meldungen gibt. Danach unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß tatsächlich der Bezirksausschuß zur Verurteilung Schückings zu einer verhältnismäßig hohen Geldstrafe gekommen ist, weil er es gewagt hat, die preußische Verwaltungspraxis zu kritisieren. Es wird ausdrücklich anerkannt, daß Schücking sein Amt „ohne Vorwurf geführt" habe, es wird auch hervorgehoben, daß Schücking sich nicht der Achtung, des Ansehens oder des Vertrauens durch sein Verhalten unwürdig gezeigt habe. Aber er wird verurteilt, weil er „durch sein Vorgehen das Vertrauen seiner vorgesetzten Behörden in gewissem Umfange eingebüßt haben mag".

Damit stellt sich das Urteil des Bezirksausschusses als ein rein politisches heraus. Schücking hat eigentlich nichts getan; auch der Bezirksausschuß kann ihm nichts nachsagen; aber er „mag" das Vertrauen der Behörden, wenn auch nur „in gewissem Umfange" eingebüßt haben, und deshalb wird er verurteilt. Der Bezirksausschuß hat es den „vorgesetzten Behörden" einfach geglaubt, daß er ihr Vertrauen „eingebüßt" habe. Dieses Urteil beruht nicht auf Tatsachen, sondern auf Sentiments. Wie es Schücking erging, so kann es jedem, der auch nur im siebenten Grade als indirekter Staatsbeamter anzusehen ist, ergehen, sobald die Behörde einem Beamten ihr Vertrauen entzieht.

Das ist nicht mehr Gesetz, sondern Willkür. Denn wir brauchen kaum erst zu sagen, daß der § 2 des Disziplinargesetzes hier gröblich vergewaltigt wurde. Es wird darin nicht von dem Vertrauen schlechthin gesprochen, sondern von dem Vertrauen, „das der Beruf erfordert". Schücking hätte sich, um unter das Disziplinargesetz zu fallen, in seinem Beruf des Vertrauens unwürdig zeigen müssen. Er wird aber wegen seines „politischen Parteistandpunktes" verurteilt, also wegen einer Angelegenheit, die überhaupt nicht unter das Disziplinargesetz fällt.

Und ein solches Urteil erscheint den freisinnigen Parteien nicht zu einer bestimmten Anfrage an den Minister des Innern geeignet, weil es nicht endgültig ist. Wir meinen, daß man einen giftigen Keim zertreten muß, wo er sich auch finde, damit er sich nicht weiterentwickeln kann. Diese Indolenz in einer Frage von so grundsätzlicher Bedeutung wird, wie wir fürchten, den freisinnigen Parteien im Volke schwer verdacht werden. Denn zweifellos haben die Behörden die gegen Schücking wegen seines politischen Parteistandpunktes vorgingen — sie stehen ja gleichfalls unter dem Disziplinargesetz — in erheblichem Umfange die Achtung, das Ansehen und Vertrauen, das ihr Beruf erfordert, eingebüßt. Die freisinnigen Abgeordneten haben es insofern besser, als sie außerhalb des Disziplinargesetzes stehen. Aber sie wissen nur zu gut, daß die Wähler ein sehr wirksames Mittel in der Hand haben, ihre Unzufriedenheit mit der Vertretung ihrer Interessen zu erkennen zu geben. Es könnte für die freisinnigen Parteien sehr unangenehm werden, wenn sie das Vertrauen ihrer Wähler „in gewissem Umfange" einbüßten. So viel ist der Block nicht wert.

Eine deutsche Kohlenstation in Portugal?

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 11. Dezember.

Die Meldungen über angebliche schwarze Pläne Deutschlands werden heute durch eine neue Phantasieblüte bereichert, die der Telegraph aus Lissabon bringt. Danach soll die deutsche Regierung mit einem Portugiesen namens Monteiro in Unterhandlung stehen, um von ihm die **Berlengas-Inseln** zu kaufen, eine Gruppe kleiner Insel, die an der portugiesischen Küste beim Kap Carvoeiro nicht allzuweit nördlich von Lissabon gelegen ist. Die Inseln sind etwa vierhundert englische Quadratmeilen groß. Deutschland soll, so wird allen Ernstes berichtet, dort nichts Geringeres beabsichtigen, als die Inseln zu befestigen und dort eine Flottenstation sowie ein Kohlendepot zu errichten. Es ist kaum nötig zu versichern, daß auch hier in England kein vernünftiger Mensch an die Sache glaubt. Man ist überzeugt, Deutschland würde sich keinem Zweifel hingeben, daß nicht allein die portugiesische Regierung ihre Zustimmung zu dem Handel versagen, sondern wahrscheinlich auch die englische Regierung in Lissabon dagegen protestieren würde. Aber es charakterisiert die Anschauungen über Deutschland und seine Pläne nicht allein hier, sondern auch in Portugal, daß die Meldung in dieser Gestalt überhaupt auftreten konnte. Aus diesem Grunde, und damit festgestellt wird, was überhaupt den Anlaß zu dem Gerücht gegeben hat, muß davon Notiz genommen werden.

Die deutsche Botschaft in Rom.

Der deutsche Botschafter in Rom, Graf Monts, dürfte demnächst aus dem diplomatischen Dienste scheiden. Wie es heißt, hat er sein Abschiedsgesuch bereits eingereicht. Zu seinem Nachfolger ist der Gesandte in Luxemburg, Herr **v. Jagow**, ausersehen. Graf Monts de Mazin heißt und im 57. Jahre steht, vertrat das Deutsche Reich in Rom seit dem Jahre 1903. Er war der Nachfolger des Grafen v. Wedel, der den nach Berlin berufenen Herrn v. Bülow, den heutigen Fürsten Bülow, abgelöst hatte. Graf Monts gilt als ein sehr kluger Mann, der aber seinen stark satirischen Geist nicht immer zügelt und durch seine bissigen Bemerkungen bisweilen seinen Gegnern das Spiel erleichtert hat. Am italienischen Hofe war er darum auch weniger beliebt als mancher seiner Vorgänger, aber es wäre doch höchst ungerecht, wollte man ihn für die Lockerung der Dreibundbeziehungen verantwortlich machen, die nur eine natürliche Folge der politischen Entwickelung ist. — Die Ernennung des Herrn v. Jagow erscheint als eine erste Verwirklichung des Versprechens, dem diplomatischen Korps „frisches Blut" zuzuführen. Herr v. Jagow ist erst 45 Jahre alt und seine Karriere ist also eine ungewöhnlich glänzende. Er ist, wie Graf Monts, unverheiratet, kennt das römische Terrain, da er mehrere Jahre lang erster Legationssekretär bei der Botschaft in Rom war, und hat wiederholt, und gerade soeben wieder, vertretungsweise im Auswärtigen Amte gearbeitet. Er macht den Eindruck eines nicht nur sehr liebenswürdigen, sondern auch klarblickenden, ruhigen und gewissenhaften Diplomaten, und man darf hoffen, daß er auch der größeren und schwierigeren Tätigkeit in Rom gewachsen sein wird.

Die Aussichten der Konferenz.

Es ist schade, daß Herr Iswolski sich nicht entschlossen hat, seinen Vortrag über das Balkanproblem, der dem russischen Parlament für heute in Aussicht gestellt war, wirklich zu halten. Wäre die Sitzung selbst geheim geblieben, die Hauptsache könnte ja doch der Welt nicht vorenthalten bleiben. Der Augenblick könnte aber nicht besser gewählt werden. Eine Erklärung Rußlands ist jetzt die „Forderung des Tages". Oesterreich ist, wie wir im Morgenblatte meldeten, mit einem neuen Vorschlage hervorgetreten, der es ermöglichen soll, die bosnische Frage wenigstens formell auf das Programm der Konferenz zu setzen. Die russische Antwort dürfte von entscheidender Bedeutung sein. Ueber die Tendenz des von Oesterreich aufs Tapet gebrachten

Der Sohn des Dionys.

(Nietzsches Selbstbekenntnis.)

Von [Nachdruck verboten.]

Felix Lorenz.

Die Sucht nach Gott war es, die das Sterbliche zusammenband seit den ersten Atmungstagen der Menschheit, alle Weisen kommen ihr in dieser Sucht voran und wurden Lehrer wie Plato oder versunkene Priester gleich dem Buddha Gautama. In den Geist des Urwesens, in die letzten Geheimnisse seiner Kreise sich hineinzufühlen, erlebte Dante Gesichte, verzückten sich die Mystiker, die kindlich-frommen wie die herben, erzenen, in dem Gewoge ihrer Visionen. Novalis sang von der einen Flut, in der wir uns auf geheime Weise tief in Gott hineinergießen. War das der Begriff „Gott", erfunden als Gegensatz zum Begriff „Leben", gegen den in schäumenden Dithyramben Nietzsche anstürmte? Jener Gott, in dem die ganze Todfeindschaft gegen das Leben in „eine entsetzliche Einheit" gebracht sein sollte?

Nietzsche konnte den kleinen Gott der Menge meinen, nicht den der Helden, die damit ihr Leben vollfüllten, den Gott des Plato, des Buddha, des Christus, des Dante. Er konnte sich nicht gegen den Gott, den erlebten anwerfen, sondern gegen den von Priestern gekrönten, der Sündenkittel und Moralmäntel verteilte. Ueber diesen drang er hinaus, weil er ihn mit eigenen Wahrheiten umdröhnen und stumm machen konnte — aber er näherte sich zuletzt der furchtbaren Verblendung, einen neuen Gott aufzustellen: der er selbst war. Sein letztes in ihm war Gotteswahn. Als er den Uebergott in sich keinen fühlte (er hat das Wort selbst nicht mehr gewagt), brach er zusammen, Säulen und Dach seines Tempels stürzten über sein Haupt, das sich so hoch erhoben hatte, wie keines Erdgeborenen vor ihm. In seinem mächtigsten Rausch, vor der Tat, die seine höchste werden sollte: die Umwertung aller Werte, stieß ihn die Hand des unsichtbaren Lichts in die Nacht. Aus diesem Rausch noch aber haben wir ein Selbstbekenntnis, das erst jetzt nach zwanzig Jahren unvermutet über uns hereinbricht, eine Selbstabrechnung über das Leben und dämonische Wollen des rätselhaftesten Geistes, den das Jahrhundert gebar.

„Ecce homo — wie man wird, was man ist"*), das ist Nietzsches Vermächtnis. Es ist mehr, als einer erwarten kann; wie alles andere Schaffen in diesem großen Ausnahmeleben unerhört und beispiellos. Ein Buch des Dionysiosjohnes, als den er sich hier feiert; ein Buch des Ueberschwanges und der höchsten Selbstgenugtuung eines trunkenen Genies, das erschreckend nahe am Abgrund hinjauchzt. In dem goldenen Herbst des Jahres 1888, der schon die „Götzendämmerung", die „Dionysos-Dithyramben" und den „Antichrist" geboren hatte, in dem Turiner Herbst, den er selbst als den schönsten seines Lebens bezeichnet hatte, war der Plan in ihm gereift, die Summe dieses Lebens zu ziehen. An seinem vierundvierzigsten Geburtstag begann er. Zunächst dachte er dabei nur an eine Abrechnung für sich selbst, dann aber fühlte er, daß diese Konfession die mächtigste Vorbereitung zu dem geplanten Umwertungswerke sein würde. So schreibt er zwei Wochen später an Peter Gast: „An meinem Geburtstag habe ich wieder etwas angefangen, das zu geraten scheint und bereits bedeutend avanciert ist. . . . Es handelt mit einer großen Verwegenheit von mir und meinen Schriften; ich habe nicht nur damit mich vorstellen wollen vor dem ganz unheimlich solitären Akt der Umwertung — ich möchte gern einmal eine Probe machen, was ich bei den deutschen Begriffen von Preßfreiheit eigentlich riskieren kann." Und später: „Die Frage der Preßfreiheit ist, wie ich jetzt mit aller Schärfe empfinde, eine bei meinem Ecce homo gar nicht aufzuwerfende Frage. Ich habe mich dergestalt jenseits gestellt, daß die Anwendung eines Kodex eine Komödie sein würde. Uebrigens ist das Buch reich an Schärfen und Bösheiten, weil ich mit aller Gewalt mich als Gegentypus zu der Art Mensch, die verehrt worden ist, präsentiere: — das Buch ist so „unheilig" wie möglich."

Neben dem Drang, in einer Generalschau über sich selbst hinzublicken (seit den Kinderjahren lag dieser Drang in ihm) war es, wie die Briefe verraten, wieder die alte Kampflust gegen die kleinen Gesetze und kleinen Angelegenheiten der Zeit, denen er die äußerste Wiederholung seiner „Jenseitsstellungen" androhen wollte. Die sieben Einsamkeiten Zarathustras hatten ihm die Galle vergiftet. Seine drei Erzfeinde: Deutschtum, Christentum und Idealismus scheinen für ihn noch wutreizender geworden zu sein. So ist dieses letzte Werk noch einmal eine Ansammlung seiner Feindlichkeiten — aber sein Wesentlichstes äußert sich doch als der letzte Rausch des dionysischen Schwärmers. Wie er ihn in der „Geburt der Tragödie" glühend schildert: In der Verzauberung sieht sich der Sohn des Dionys als Satyr, und als Satyr wiederum schaut er den Gott.

Nietzsches Sucht nach Gott ist die Ueberwindung des theologischen Gottes. Denn er macht am stärksten in seinem Vermächtnisbuch den kleinen Gott der Erde zum Riesen, vor dem die Götter zusammenschrumpfen. Die Götter außer ihm sind Götzen, und Götzen sind verdorbene Wahrheiten, Fäulnisse, Abfuhr von Allzumenschlichem. Eine neue Gigantomachie ist im Gange, der Menschentiefe und Jenseitsverlachen siegt — der Mann, der „Ecce homo" schrieb, lacht am meisten. Das Schlußwort dieses Buches ist sein letzter Kampfruf: Dionysos gegen den Gekreuzigten. Und dann erleben wir das Schauspiel, daß der Pastorssohn, der als Fünfzehnjähriger vom christlichen Himmelsfrieden sang und sich dann auf seine Sternensuche machte, endlich, von seiner eigenen Herrlichkeit erschöpft, vor sich niederfällt und anbetet. Als er die „ungeheure Aufgabe der Umwertung" begonnen hatte (Sils Maria, September 1888), liegt er vor seinem Schöpferbilde erstaunend auf den Knien, „. . . jeden Augenblick meiner Unsterblichkeit gewiß, und Zeichen für Zeichen mit der Sicherheit eines Schicksals in eherne Tafeln grabend". Dann setzt er in Turin, seinem „bewiesenen Ort, seiner Residenz von nun an" das neue Moseswerk fort und verkündet: „am 30. September großer Sieg; siebenter Tag; Mittiggang eines Gottes am Po entlang."

In unserer Zeit findet die Welt keine größere Tragik als die, in diesem Buch, das von einem Ende handelt, und das doch einen Anfang einleiten sollte! Wo ist die Selbsterhabenheit je so im Taumel der Lächerlichkeit erschienen! Soviel Sonne er hier zu sich herabreißen will, so viel Schatten des großen nahen Dunkels fallen schon über seine Schultern, seine Ekstase ist schon von jenen physiologischen Störungen abhängig, die ihn kurz nach dem Vollenden dieser fünfzig Schreibseiten zusammenbrechen ließen. Aber noch einmal sammelt er hier die dämonischen Wuchtigkeiten in sich („ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit"), um in rasendem Vorwärtsstürmen alles Unbändige hinauszuschreien, bald mit einem höhnischen Loki-Gelächter, bald mit der visionären Wut des Propheten. Das Buch ist ein Schauspiel.

Es ist auch ein Aufbau in diesem Schauspiel. Der Spieler erklärt erst sein Werden, um dann die Szene mit seinen Handlungen zu füllen. Er legt erst einen Stationenweg durch seine Psyche zurück, taucht in ihre Tiefen wie ins Inferno hinab, wandelt glückstrahlend, aber mit einem irren Ikarus-Lächeln, mit einer verdächtigen Absturzgeste die Höhen seiner Himmel ab. Aber immer wieder ist unsere Bewunderung vor der überhellen Klarheit da, mit der er sich selbst auseinanderzulegen vermag.

Er sucht die Widersprüche zu lösen dadurch, daß er sich für einen Doppelgänger erklärt; als summa summarum hält er sich für

*) Leipzig, im Inselverlag, herausgegeben von Raoul Richter.